

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 103. Bromberg, den 6. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Inge hatte am gleichen Tage einen Brief erhalten, und als sie ihn neugierig, wer ihr hierher schreiben könne, öffnete, sah sie, daß er von Gerhorst kam, der sie um ihren Besuch bat. Sie lachte auf und legte den Brief in ihren Schreibtisch, ohne auch nur mit einem Gedanken daran zu denken, dieser Bitte zu entsprechen.

Am nächsten Tage aber war wieder ein Brief da, immer durch Boten abgegeben, und die folgenden Tage auch, immer die gleiche kurze Bitte enthaltend. Sie überlegte sich, ob sie Werner von dieser Belästigung Mitteilung machen sollte, aber irgend etwas hielt sie davon ab.

Trotz aller seelischen und geistigen Feinheit hatte Werner für Gerhorst kein Verständnis. Er würde wahrscheinlich zu ihm gehen und ihm bittere Vorwürfe machen. Sie fühlte noch den scharfen, fast saugenden Blick, mit dem der junge Künstler sie angestarrt und hörte wieder die Musik, die er aus sich herausgetobt hatte.

Und sie verstand jetzt manches im Rückdenken. Jene Töne hatten ihr viel von seiner Not verraten — und diese Not war zu ehrlich und zu echt, als daß sie von fremden Händen noch verstärkt werden dürfte.

Sie ging ruhig an ihre Arbeit, die sie wie stets den ganzen Tag beanspruchte. Die weltpolitischen Beziehungen der Görbler-Werke begannen sich allmählich vor ihrem Auge zu formen. Sie hatte schon zahlreiches Material für ihre Arbeit gefunden und vielfältige neue Anregungen erhalten. Die große Freude am eigenen Schaffen durchglühte sie; sie spürte kaum, wie lange sie täglich in den Werken arbeitete.

Oft sah sie Kurt an den unwahrscheinlichsten Orten, so daß sie merkte, wie er sie geradezu gesucht hatte. Einmal hielt sie ihm die Vernachlässigung seiner Arbeiten vor, die allzu deutlich war, als daß sie sie nicht hätte merken können.

Aber er ging nur mit einem vielsagenden Lächeln darüber hinweg. In seinem Kopf hatte sich allmählich eine fixe Idee festgesetzt. Inge war der Schlüssel, den er hier finden sollte. Auch darin sah er des Onkels Hand!

„Sei vernünftig, Kurt," bat sie. „Setze nicht leichtfertig deine Stellung aufs Spiel. Du hast doch so schön angefangen zu arbeiten. Willst du denn alles wieder zerbrechen, was du mühsam gebaut hast?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin nur hier um den Schlüssel zu suchen, die Arbeit ist Nebensache." Er glaubte jetzt im Augenblick fest an das Gesagte, so sehr hatte Inges Erscheinen inzwischen sein ganzes Sein verändert. Er trat mit plötzlichem Entschluß auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und sah ihr tief in die Augen.

„Was soll ich mit der Arbeit", sagte er heiser. „Dich suche ich, nur um dich geht mein ganzes Denken. Du bist der Schlüssel, den ich hier finden soll."

Sie sah ihn entsetzt an. Was hatte er da gesagt? Sie begann verwirrt zu werden, sah nur seine fordernden Augen, spürte den festen Druck seiner heißen Hände — und in plötzlicher Angst stieß sie hervor:

„Bitte laß mich in Ruhe. Du vergißt, daß ich mit Werner verlobt bin!"

Erschrocken hielt sie inne, als sie die Wirkung ihrer Worte sah. Kurt war in jäher Bewegung zurückgefahren, hatte sie nur noch einen Augenblick schweigend, in unsäglicher Hoffnungslosigkeit angesehen und war dann langsam und schwerfällig fortgewankt.

„Kurt!"

Sie rief es in aufsteigendem Mitleid, aber er wandte sich nicht mehr um.

Inge war unglücklich über sich selber. Sie hätte ihm das Notwendige wirklich liebevoller und weniger schroff sagen können. Dann aber warf sie den Kopf in den Nacken. Schließlich war es ja gleich, wie er das alles erfuhr. Gekommen wäre das doch — so ersparte sie ihm unnütze weitere Hoffnungen. Noch einmal sah sie unwillkürlich zurück, den leeren Flur entlang, dann ging sie in ihr Arbeitszimmer.

Kurt aber saß währenddessen vor seinem Schreibtisch, den Kopf in den Händen vergraben, und starrte dumpf vor sich hin.

Aus! Alles zu Ende! Mit einem Ruck aus allen Hoffnungen gerissen. Inge mit Werner verlobt — mit seinem Freund! Er lachte bitter auf. „Auf mich kannst du jederzeit rechnen", hatte der einst zu ihm gesagt. Jawohl, er konnte rechnen — abrechnen würde er mit ihm. Das war nichtswürdiger Verrat — dann aber winkte er mit müder Bewegung ab und ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen. Wozu das? Auch das war ja zwecklos. Er hatte den Schlüssel gefunden — aber der Schlüssel war unbrauchbar geworden. Das Suchen war umsonst gewesen.

Kurt merkte nicht, daß sich eine Tür hinter seinem Rücken öffnete. Erschreckt fuhr er auf, als er eine Stimme hörte: „Das also nennen Sie arbeiten?"

Hinter ihm stand Generaldirektor Görbler.

„Ich bin jetzt heute morgen zum dritten Male in Ihrem Zimmer. Die ersten beiden Male waren Sie überhaupt nicht anwesend, niemand wußte, wo Sie stecken, und jetzt sitzen Sie hier und heulen."

Kurt antwortete nicht. Es war ja alles so gleichgültig. Wozu sollte man sich über solche Kleinigkeiten aufregen. Ab und Schluß — wie das Ende kam, war unwesentlich.

„Antworten Sie, bitte. Was soll denn das alles heißen?"

Kurt stand in schweigender Gleichgültigkeit vor seinem Chef. Antworten? Das war zuviel der Anstrengung für solche Nichtigkeit. Verstehen würde der andere doch nichts von dem Gesagten.

Unheilvolles Schweigen. Die anderen Personen im Zimmer waren angstvoll aufgestanden und starrten mit stockendem Atem auf die Szene.

Der Direktor fuhr sie an. „Warum arbeiten Sie nicht weiter? Soll der ganze Betrieb vielleicht wegen meiner Anwesenheit in diesem Raume stocken?“ Und zu Kurt: „Kommen Sie in mein Zimmer, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ Damit ging er.

Kurt sah gedankenlos hinter ihm her. Dann schüttelte er den Kopf. Wozu das Ganze? dachte er. Ob mit, ob ohne Krach entlassen — das blieb sich jetzt gleich. Und er nahm seinen Hut und verließ grußlos Zimmer und Gebäude.

Zu Hause angekommen, warf er sich auf sein Bett. Er malte sich, mit leichtfertigem Lächeln, den wartenden Chef und dessen grenzenlose Wut aus, dann versank er wieder in tiefes Grübeln. Dachte nicht an die Zukunft, sondern nur an die Vergangenheit und die Wünsche, die ihn so stark erfüllt hatten. Reue? Nein — Inge war verlobt, was sollte da alles andere jetzt noch. Es war geschehen, und es war gut so.

Justizrat Lammers aber erhielt am nächsten Morgen einen Brief, der ihn tief erschreckte. Er suchte Kurt auf, aber der hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen.

Die Stelle des russischen Korrespondenten in den Gröbler-Werken war bereits am nächsten Morgen neu besetzt worden. Aus vierzig Angeboten, die bei der Ausschreibung der Stelle seinerzeit eingelaufen waren, wurde ein geeignetes herausgesucht. Ein Brief genügte, und am Nachmittag schon stellte sich der neue Angestellte vor.

4.

Das Erlebnis mit Kurt hatte Inge tief erschüttert. Auch sie hatte von der Entlassung erfahren, und sie fand in ihrer Angst und ihren Selbstvorwürfen nicht den Weg, wiedergutzumachen. Sie versuchte im ersten Gefühl, sich bei dem Direktor melden zu lassen, um alles aufzuklären, aber der Direktor war nicht zu sprechen.

Dann wurde ihr auch klar, wie sinnlos dieser Versuch gewesen wäre. Unglückliche Liebe als Milderungsgrund — sie sah förmlich die Wirkung, die ihre Erzählung auf den Chef des Hauses gemacht hätte. Aber wie sollte sich Kurt helfen?

Sie brach ihre Arbeit vorzeitig ab und fuhr zu Werner ins Institut. Werner war nicht anwesend, er war in ein Forschungsinstitut nach Dahlem herausgefahren. Sie rief bei Justizrat Lammers an, der Justizrat war auf dem Gericht.

Zu Hause, auf ihrem Schreibtisch, fand sie wieder einen Brief. In Gedanken versunken ließ sie sich in den Sessel fallen. Wieder zielte ein starkes Gefühl nach ihrer Person — wieder drohte eine Gefahr für einen Menschen, denn die Worte und die Bitten waren so erfüllt von fast verzweifelter Innigkeit, daß sie spürte, wieviel diesem jungen Menschen an ihrer Erfüllung lag.

Das Erlebnis mit Kurt versetzte sie in Angst. Sollte sie noch ein Schicksal auf dem Gewissen haben? Gewiß, sie war ja nicht eigentlich schuldig — aber vielleicht konnte man hier doch helfen, ohne sich selbst irgendwie aufzugeben, und sie hätte sich dauernd Vorwürfe machen müssen, wenn sie in solchem Falle nicht geholfen hätte.

Stand es aber auch wirklich so? Das war die Frage — und sie mußte die Frage aus einem inneren Instinkt heraus bejahen. Hier war ein Verzweifelter, das mußte man spüren — und Verzweifelten mußte man helfen.

Sie stand auf und kleidete sich wieder an. Ganz ruhig war sie jetzt bei dem Entschluß, dem jungen Menschen die Bitte zu erfüllen. Ruhig verließ sie das Haus und fuhr in jenen düsteren Stadtteil, in dem der Künstler wohnte. Ein ziemlich verkommenes Haus, vier alte morsche Treppen — dann klingelte sie.

Eine schmutzige und verschlampte Frau öffnete ihr. Sie fragte nach Herrn Gerhorst, und die Wirtin nickte.

„Ist zu Hause.“ Und ein Blick streifte die Besucherin, daß Inge errötete und in plötzlicher Furcht noch im letzten Augenblick umkehren wollte. Aber sie riß sich zusammen und folgte der Alten über den dunklen Flur.

Fürchterlich war es, daß Menschen so wohnen. Sie würde mit Professor Werbing sprechen, oder noch besser, Werner mußte das tun, so konnte das doch nicht bleiben. Hier konnte niemand schaffen. In solcher Umgebung sollten Ewigkeitswerte entstehen!?

Und dann stand sie im Zimmer. Sah eine raucherfüllte Stube und an dem kleinen Fenster an einem Tische den Künstler, der ihre Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien. So stand sie minutenlang still, hörte nur das heftige Kratzen seiner Feder, sah Notenblätter rechts und links wild vom Tisch fliegen — und ihr wurde warm ums Herz.

Hier saß der Unglückliche und fand wirklich die Kraft, in dieser Umgebung zu arbeiten. Sie räusperte sich. Gerhorst fuhr auf, sah sich unwillig um — und sprang dann so jäh auf, daß der Tisch fast gestürzt wäre. Mit einem Satz stand er vor ihr.

„Sie hier?“ rief er aus und sah sie noch immer ungläubig an, „Sie sind wirklich gekommen?“

Sie reichte ihm die Hand, die er nur vorsichtig ergriff, als fürchte er, sie zu beschmutzen. Dann schweifte sein Blick durch das Zimmer, blieb auf dem ungemachten Bett haften, sah die wild verstreuten Wäsche- und Kleidungsstücke — und wurde tief rot.

„Verzeihen Sie“, sagte er leise, „ich war auf Ihr Kommen nicht vorbereitet. Es sieht nicht schön aus bei mir.“

Sie antwortete nicht und sah, wie er mit einem hastigen Griff Kleider und Wäsche ergriff, in das Bett warf und eine schmuddlige Decke notdürftig darüberzerrte. Der so freigewordene Stuhl wurde ihr als Sitzplatz angeboten.

„Ja“, sagte sie endlich, „ich bin gekommen, aber nur um Sie zu fragen, was Sie mit Ihren Briefen bezwecken?“

Er stand vor ihr und sah sie an. Wieder spürte Inge die ungeheure Kraft, die aus diesem Blick leuchtete, und sie fühlte sich unsicher werden.

„Ich wollte Sie nur sehen“, sagte er leise. „Sie werden mich nicht verstehen können, aber ich m u ß Sie sehen! Sie wissen nicht, was Ihr Dasein, Ihr Anblick für mich bedeutet — können das nicht ermessen. Kommen Sie zu mir, so ungeheuerlich auch mein Ansinnen erscheint, kommen Sie oft, täglich — ich will Sie ja nur ansehen! Ich verspreche Ihnen, daß es nie wieder so aussehen wird — ich brauche Sie, aber helfen Sie mir doch, ich bin ohne Sie verloren! Sie sind mir nötiger als das tägliche Brot —“ Er brach ab und stand nun mit bittend ausgestreckten Händen vor ihr.

Sie war ratlos, umbraust von der Leidenschaftlichkeit seiner Stimme, in einer stummen Abwehr, die doch nicht ehrlich war.

„Sagen Sie ja“, bat er noch einmal.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht“, erwiderte sie schließlich. „Wie denken Sie sich das denn! Täglich soll ich zu Ihnen kommen? In dieses Haus? Ich stehe doch schließlich nicht allein auf der Welt.“

Er lachte bitter auf.

„Ja, ja, die Menschen! Was werden die Leute sagen! Und ich muß inzwischen hier verrecken.“

„Nun seien Sie doch vernünftig“, bat sie. „Das geht doch alles nicht. Sie haben ja keinen Blick für das, was in der Welt vorgeht. Sie schließen sich aus — aber andere können und wollen das nicht. Auch nicht Ihretwegen.“

„Meinetwegen? Ach, Gott, was soll ich dabei. Der Kunst wegen, nur um die Kunst geht es! Sie haben mich inspiriert, I h n e n verdanke ich, daß ich jetzt arbeiten kann. Nur um dieses Werk geht es, nicht um meine Person. Die ist halb verfault, zersetzt von Hunger und Entbehrungen — aber dieses Werk muß fertig werden, bevor ich krepiere. Dazu sollen Sie helfen. Sehen muß ich Sie — kommen Sie einmal nur in der Woche, bringen Sie Ihren Verlobten mit. Bringen Sie Armeen von Menschen mit, was kümmert mich das. Aber helfen Sie mir. Durch Ihren Anblick.“

Sie sah ihn an und fand kein Wort der Entgegnung. Nur tief innen klang für Augenblicke eine Enttäuschung auf. Was kümmern ihn die Menschen? Sie war seine Inspiration und mit dem ganzen Egoismus des Künstlers forderte er — wie andere sich dazu stellten, war gleichgültig.

„Schenken Sie mir wenigstens ein Bild von sich“, bat er nach einer Pause. „Daß ich Sie immer beim Arbeiten vor mir habe. Sie verstehen mich sicher falsch“, unterbrach er sich, als er ihre Mißstimmung bemerkte. „Ich drücke mich so hilflos aus, da ich nicht gewöhnt bin, zu reden. Was nützt es Ihnen und mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe, liebe, wie Sie sicherlich noch nie geliebt sind und nie wieder geliebt werden können.

Ja, wenn ich als großer, erfolgreicher Künstler zu Ihnen käme — dann vielleicht. Oder gar, wenn ich gesund wäre — aber so, als Wrack, das nichts ist und nichts bedeutet, nein, das ist sinnlos. So bleibt einzig Ihr Werk, das von Ihnen Leben bekam und das Sie auch nähren müssen, soll es nicht kläglich zugrunde gehen. Helfen Sie! Denken Sie nicht an mich, vergessen Sie ganz wer ich bin, denken Sie nur an das Werk. Glauben Sie nicht an seine Größe?"

Und er stürzte an das alte Klavier, riß Notenblätter heran und begann zu spielen, daß sie über die Härte des Materials hinweggerissen wurde wie damals, als er das große Werk herausschleuderte. Sie spürte nur: das hier war Kunst, ganz große, überwältigende Kunst — und sie wurde schwankend.

(Fortsetzung folgt)

Das Kind.

Skizze von Hermann Ries.

Mit einem sehnigen Schwung hob sich der Einbrecher Fritz Gantzer durch das Fenster. Holte ein paar Mal tief Atem. Die Kletterei bis in den zweiten Stock der Wohnung des Generalkonsuls Brader hatte doch Mühe gekostet.

Gantzer lächelte leicht. Die Mieze, das Bradersche Kindermädchen, würde schöne Augen machen, wenn sie sah, was sie mit ihrer vertrauensseligen Verliebtheit angerichtet hatte. Einen mehrfach vorbestraften Verbrecher vermutete sie in ihrem flotten Kavalier gewiß nicht. Noch dazu einen Einbrecher, der die zarten Bande mit ihr nur anknüpfte, um daraus auf seine Art Nutzen zu ziehen. Es war Gantzers Spezialität, Bekanntschaften mit netten Hausmädchen zu machen, sie auch — natürlich nur in Abwesenheit der Herrschaft — zu besuchen, um das Terrain zu erkunden.

Auch jetzt, da er es auf den Inhalt von Generalkonsul Braders imponierendem Geldschrank abgesehen hatte, durfte er sich das Zeugnis ausstellen, die „Vorarbeiten" mit aller erdenklichen Umsicht erledigt zu haben. Der Hausherr befand sich mit seiner Frau in der Oper. Mieze aber, deren Obhut man das noch nicht dreijährige Bradersche Töchterchen anvertraut hatte — Mieze war so pflichtvergessen gewesen, weniger auf die Mahnungen der gnädigen Frau als auf das Liebesgeflüster ihres Fritz zu hören, der sie um eben diese Zeit zum Stelldichein nach dem Vergnügungsetablissement „Ludwigslust" bestellt hatte. Von dort bis zur Wohnung des Generalkonsuls war es mit der Straßenbahn eine gute Stunde. Und diese Zeitspanne würde vollauf genügen, den prächtigen Geldschrank des Generalkonsuls zur Kapitulation zu bringen.

Der dünne Strahl der Blendlaterne des Einbrechers zuckte auf. Gantzer wußte, daß er sich im Schlafzimmer des Braderschen Töchterchens befand. Der Lichtschein tanzte an den Wänden entlang, traf das Kinderbett, glitt über aufgewühlte Kissen: das Bett war leer. Der Einbrecher verwunderte sich ein wenig. Wo mochte denn das Kind sein? Indessen gab es Wichtigeres zu tun, als lange dem Verschwinden des Mädchens nachzusinnen. Lautlos — er hatte über die Schuhe Strümpfe gezogen, und seine Hände waren mit Gummihandschuhen versehen, um keine verräterischen Spuren zu hinterlassen — glitt er aus dem Kinderzimmer durch das Nebengemach in das Arbeitszimmer des Generalkonsuls, in dem das Ziel seiner Wünsche, der Geldschrank, stand. Das Zimmer, an der Straßenseite des Hauses befindlich, lag in einer mäßigen Helle, denn die Lichtflut des abendlichen Großstadtboulevards warf ihren Schein bis in diesen Raum. So konnte er ohne Blendlaterne operieren. Mit leisem Knirschen begann der Zentrumsbohrer seine Arbeit.

Doch plötzlich hielt der Einbrecher in seiner Tätigkeit inne. Er glaubte einen menschlichen Laut vernommen zu haben. Wie ein Wimmern hatte es geklungen. Da war es wieder, jetzt schon ein verzweifeltes Weinen, das vom Balkon des Arbeitszimmers her kam. Und nun vernahmen seine geschärften Sinne drunten, von der Straße herauf dringend, noch ein anderes Geräusch, Stimmengewirr und ängstliche Rufe.

Durch das halbe Dunkel des Raumes bohrten sich die Augen des Einbrechers auf den Balkon, dessen zum Arbeitszimmer führende Glastür weit geöffnet war. Und Gantzer erschrak: an dem niedrigen Eisengitter der Veranda hing, nur noch von einer mitleidigen Spitze gehalten, im dünnen Nachtkleidchen das Töchterchen des Generalkonsuls. Die Kleine mußte, von ihrer Wärterin Mieze schmählich im Stiche gelassen, in kindlichem Erkundungsdrang aus dem Bettchen geklettert und so auf den gefährlichen Balkon gelangt sein. Bei dem Versuch, auf das Balkongitter zu steigen, hatte sie das Gleichgewicht verloren, und nur jene Gitterspitze, die sich in das Nachtkleidchen gehakt, verhinderte zunächst einen gefährlichen Sturz. Zunächst. Denn wie Gantzer rasch erkannte, riß das Loch, das die Spitze verursacht, bei den verzweifelten Versuchen des Kindes, sich aus seiner unbequemen Lage zu befreien, weiter und weiter. In spätestens ein, zwei Minuten würde das Leben der Kleinen verwirkt sein. Der Sturz in die Tiefe konnte jeden Augenblick erfolgen.

Dem Impuls einer Hilfsbereitschaft gehorchend, die selbst in diesem abgefeimten Sünder noch nicht ganz erstorben war, schnellte der Einbrecher mit einem Satze durch das Zimmer, das Kind zu ergreifen — da duckte er sich in jäher Erkenntnis seiner Lage. Das tausendfältige Licht der Straße flutete in breiten Bündeln an der hellen Fassade des Hauses empor. Unten aber stand gaffend, in gruseligem Entsetzen, eine hundertköpfige Menge. Wollte er das Kind retten, mußte er sich in das Blickfeld dieser Neugierigen begeben, die rasch erkennen würden, welchem dunklen Beruf der seltsam Gekleidete da oben nachging. Und selbst wenn sie in ihm keinen Einbrecher vermuteten, war für ihn dennoch rascheste Flucht geboten, denn gewiß würden bald Hilfsbereite den Weg in das Zimmer finden. Des Kindes Leben konnte so nur mit seiner eigenen Freiheit erkauft werden.

Doch seltsam: der Blick des Einbrechers blieb an die kleine, hilflose Gestalt des über dem Abgrund schwebenden Kindes gebannt. Und jetzt hatte dieses auch ihn erkannt. Das süße, entsetzensbleiche Gesichtchen der Kleinen belebte sich mit dem Schimmer der Hoffnung. Ein großes Vertrauen stand in ihren Augen, sprach aus ihrer bebenden Stimme: „Onkel, hilf mir!"

Da trat etwas unerhört Neues in das arme, verpfuschte Leben Fritz Gantzers. Daß ein Mensch — und sei es auch nur ein so winziges Wesen — ihn um etwas bat, war ihm selten, daß ein Mensch ihm Vertrauen entgegen brachte wie eine köstliche Gabe, war ihm noch nie begegnet. Und die erwärmende Sonne dieses Vertrauens, die aus reinen Kinderaugen strahlte, schmolz eine dicke Eiskruste, die eine harte, unfrohe Jugend und viele Jahre bitterster Erfahrung um das Herz des Einbrechers gelegt hatten. Fritz Gantzer war es, als habe er für ein ganz großes, unverdientes Geschenk innig zu danken.

Letzte Hemmungen in einem schönen Entschluß überwindend, stürzte der Einbrecher auf den Balkon und ergriff das Kind.

Wenige Minuten später nahmen drei Schutzleute den der Polizei wohlbekannten Zuchthäusler Fritz Gantzer, der des Einbruchsversuchs auf frischer Tat überführt war, am Bette des geretteten Mädchens fest. Der Einbrecher trug das Kind noch auf dem Arm. Er hielt es mit einer so zarten Behutsamkeit, als ob die eigene Mutter ihr Liebstes wiege. Die Kleine hatte die prallen Ärmchen fest um den Hals des Mannes geschlungen und fing erneut bitterlich zu weinen an, als die Polizisten sie sanft von ihrem Retter trennten. Erst in diesem Augenblick fand sich Fritz Gantzer aus einer starken Erschütterung wieder. Willig bot er die Hände, um sich fesseln zu lassen. Die Schutzleute indessen, die unten auf der Straße in ungläubiger Bewunderung Zeugen der seltsamen Rettung gewesen waren, lehnten die Fesselung ab.

In Gantzer war ein großes Staunen — über sich selbst, über die Polizisten. Sein Staunen wuchs, als er später zu einer lächerlich kleinen Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Das Gericht hatte es in diesem Falle wirklich nicht schwer, mildernde Umstände zu finden. Ein trübes Weltbild aber brach vollends in Gantzer zusammen, als der Generalkonsul Brader, der nicht nur ein kluger, sondern auch ein guter Mann war, ihn nach Verbüßung der Strafe in seine Dienste

nahm. Fritz Gantzer, der stets auf der Schattenseite des Lebens gewandelt, empfand es fast wie eine Offenbarung, daß dieses Leben auch noch eine Sonnenseite hatte.

So kam es, daß ein Entgleister durch die gute Macht eines Kindes und die nachwirkende Kraft einer gesegneten Minute menschlicher Anständigkeit zurückgegeben wurde.

Der Blinde.

Vor deinen Augen lag die blanke Welt,
Ein bunter Ball, mit dem die Götter spielen.
Den Himmel sahst du nachts mit vielen
Leuchtenden Glanzgestirnen schön erhellt.

Du gingst beseligt durch das viele Licht,
Das jung und zärtlich dir erschienen.
Du sahest Vögel, Wolken, trunkene Bienen,
Das Morgenrot war wie ein Angesicht.

Nun aber ist die Welt lustlos und blind.
Nur manchmal, wenn ein Flügelschlag voll Wind
Vorüberstreicht, in sich den Rausch der Ferne —

Wenn Mädchen lachen — stürzt Erinnerung
In dein Gesicht. Du bist voll Schwung,
Und über dir blüh'n einen Herzschlag lang die Sterne.

Max Barthel.



Bunte Chronik



* **Das Jagdrecht der Quillayute-Indianer.** Mit kalendermäßiger Pünktlichkeit treffen in jedem Frühjahr an der Küste des nordwestamerikanischen Staates Washington große Herden von Seehunden ein, die von ihren winterlichen Tummelgründen im Süden nach dem Beringsmeer wandern. Verträge zwischen den Vereinigten Staaten, Kanada, Japan und Rußland verbieten die Jagd auf die durch rücksichtslose Nachstellung selten gewordenen Robben. Nur der kleine Stamm der Quillayute-Indianer hat das Recht, den Seehunden bei dieser Gelegenheit aufzulauern, ein Privileg, das den Vorfahren der heutigen Rothäute eingeräumt wurde, nachdem ihnen die Jagdgründe auf dem Lande genommen worden waren. An der Küste werden die Seehundjäger durch amerikanische Forstbeamte gemustert, um das Einschmuggeln einer fremden Rothaut zu verhindern. Dann erhalten sie die Erlaubnis, in ihren alten primitiven Kanus 25 bis 50 Meilen auf das offene Meer hinauszufahren und dort mit Speer und Harpunenseil dem Seehundzug aufzulauern. Diese veraltete Jagdart ist den Indianern vorgeschrieben, um ein Massenabschlachten der Tiere, wie es bei Benutzung von Motorbooten und Feuerwaffen möglich wäre, zu verhindern. Die kurze Robbenjagd ist heute fast die einzige Erwerbsquelle des einst reichen Stammes.

* **Eine Haremsdame bringt es an den Tag.** Orientalische Märchenprinzen verfügen durchaus nicht immer über den Edelmut und die Liebenswürdigkeit, die ihnen in Märchen und Romanen so eiservoll angedichtet werden. Der Pir Pagaro, das mächtige und reiche Oberhaupt der Mohammedaner in Nordwest-Indien, lieferte wieder einmal den Beweis, daß auch die Grausamkeit und Tücke orientalischer Potentaten, wie sie uns in Tausendundeine Nacht entgegen treten, noch nicht ausgestorben sind. Eine seiner Haremsdamen wußte darüber der englischen Polizei so haarsträubende Dinge zu berichten, daß sich eine schwer bewaffnete Streitmacht unter drei Polizeioffizieren zu einem nächtlichen Überfall der Festungsvilla des Pir entschloß. Die Unternehmung war von Glück begünstigt. Der Potentat wurde so plötzlich überrascht, daß er keinen Widerstand mehr organisieren konnte und nichts Besseres wußte, als zunächst einmal in eine Ohnmacht zu fallen. Der Trick nützte ihm nichts. Man brachte ihn durch reichliches Begießen mit Wasser bald wieder zu sich. Den 150 bewaffneten Polizisten, die ihn nunmehr umstanden, konnte er sich als Führer durch seine Besitzung nicht versagen. Den Häschern wurde aber doch unheimlich zumute, als sie plötzlich hörten, wie eine Kiste zu lärmen und sich zu bewegen begann. Der Pir erklärte, in ihr sei ein wahnsinniges Mitglied eines wilden innerindischen Stammes verschlossen, das sicherlich sofort zu einem tollwütigen Angriff auf die Engländer schreiten werde. Die aber erbrachen die Kiste und fanden darin einen Mann namens Ibrahim, der sich den Zorn des Herrschers zugezogen hatte und von dessen Myrmidonen zwecks Belustigung des Gewaltmenschen durch Plagen mit Folterwerkzeugen gefangen genommen war, nachdem man die Mutter des Unglücklichen ermordet hatte. Die Polizei befreite noch eine ganze Anzahl gefangener Männer und geraubter Frauen. Dann drang sie in Räumlichkeiten ein, die vollgestopft waren mit geschmuggelten und verbotenen Drogen und auf Beutezügen geraubten Gegenständen aller Art. Der Pir unterhielt für seine ausgedehnten Raubzüge eine ebenfalls entdeckte Waffenkammer mit 10 000 Patronenpaketen und 25 modernen Gewehren. Die Polizei bedeutete ihm, daß sie die Ansammlung derartiger „Schätze" nicht billigen könne, und sperrte ihn bis auf weiteres ein.

* **Die versteinerte Abitte.** Großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregten kürzlich Ausgrabungen in der Nähe von Kairo. Dabei wurde auch das Grab des Oberpriesters Ra Wer aufgedeckt. Das scheint ein ebenso einflußreicher wie empfindlicher Herr gewesen zu sein. Denn auf einer jetzt ausgegrabenen Grabsäule, die zu seiner letzten Ruhestätte gehört, findet sich verzeichnet, daß der regierende Pharao während einer religiösen Zeremonie dem amtierenden Oberpriester versehentlich auf den Fuß trat. Der Herrscher bat zwar sofort um Verzeihung, aber der höchst verschnupfte geistliche Würdenträger ließ sich erst wieder beruhigen, nachdem ihm gesagt war, daß ein Bericht über den Vorfall, vor allem die Entschuldigung des Pharao, in Stein gemeißelt auf seinem Grabe aufgestellt werden solle. Dies ist auch in der Tat geschehen; die fragliche Platte, fast zwei Meter hoch und einen Meter breit, ist jetzt ausgegraben. Sie ist als Stele, also als Grabsäule, ausgeführt und bildet ein recht interessantes Dokument frühägyptischer Zeit. — Wenn jeder, der sich bei uns „auf den Fuß getreten" fühlt, dies der Nachwelt in Stein gehauen mitteilen wollte, hätten die Steinmetzen gute Tage.

* **Die Siebzehn-Jahres-Heuschrecke.** Braucht unser Maikäfer je nach den klimatischen Verhältnissen drei bis vier Jahre zu seiner Entwickelung, so gibt es in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Heuschrecke, deren Larven nicht weniger als siebzehn Jahre im Boden leben und dort Schaden anrichten, ehe sie zur Heuschrecke werden. Das Merkwürdige an diesem Insekt ist jedoch, daß es überhaupt als Heuschrecke nur aufzutreten scheint, um seine Eier abzulegen. Sind schöne Tage herangekommen, so verläßt die ausgewachsene Heuschrecke nach siebzehnjähriger Verborgenheit im Boden die Dunkelheit, klettert an Bäumen empor und legt dort die Eier in Blattknospen und junge Blätter. Wie die amtliche Vertretung der nordamerikanischen Landwirtschaft mitgeteilt hat, ist in diesem Jahre wieder ein starkes Hervorkommen der Siebzehn-Jahres-Heuschrecke zu erwarten. Feinde dieser Insekten sind besonders die Hühner.

Lustige Rundschau



* **Kleine Ausrede.** „Sie, Frau Nachbarin, ich habe Ihnen gestern zwei Eier geliehen. Sie brachten mir aber nur eins zurück!" — „Nur eins? Da muß ich mich rein verzählt haben!"

* **Es kommt nicht so genau darauf an.** Friseur (zum angetrunkenen Kunden): „Sie wünschen?" — Kunde: „Rasieren!" — Friseur: „Sie müssen aber den Kopf hochnehmen!" Kunde: „Na, dann schneiden Sie mir lieber die Haare."

* **Die tüchtige Frau.** „Du sollst eine sehr tüchtige Frau haben?" — „Und ob! Die ist in der Musik zu Hause, im Sport zu Hause, im Rauchen zu Hause, kurz in allem zu Hause — nur ist sie selbst nie zu Hause."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.